

Andrew ERSKINE (Hrsg.), A Companion to the Hellenistic World. Oxford: Blackwell Publishers 2003, XXVIII + 588 S., 36 Abb.

Der hier anzuzeigende, über 600 Seiten starke und nicht ganz billige Band reiht sich einer Literaturgattung ein, die im angelsächsischen Bereich derzeit Hochkonjunktur hat, in der deutschen Wissenschaftstradition aber (noch) kein Äquivalent besitzt: der Gattung des „Companion“. Welchen Konventionen sie gehorcht und an welches Publikum sie sich richtet, läßt sich am besten negativ beschreiben. Ein „Companion“ ist kein „Handbuch“ im deutschen Sinne, das dem Leser eine systematische, in Herangehensweise und Wertungen möglichst ausgewogene und durch die Angabe von Quellen und Literatur auch überprüfbare Darstellung bieten möchte, in der das individuelle Profil des Verfassers hinter der Aufgabe, über Stand und Probleme der Forschung zu informieren, zurücktritt. Der „Companion“ ist aber auch kein „Textbook“ im Sinne der angelsächsischen Wissenschaftstradition, das Studierenden unter weitgehendem Verzicht auf Problematisierung eine konzise Einführung in ein Thema des akademischen Unterrichts bieten soll und in der Regel von einem Autor verantwortet wird. Ein „Companion“ versammelt vielmehr zahlreiche Beiträge verschiedener Autoren, die für die von ihnen behandelten Aspekte des Themas meist durch einschlägige Publikationen ausgewiesen sind; im vorliegenden Fall handelt es sich um nicht weniger als 29 Beiträge von 29 Autoren (und Autorinnen). Aus diesem Grund zeichnen sich die Beiträge zu einem „Companion“ zumeist durch Forschungsnähe aus und stellen in methodischem Zugriff und sprachlichem Duktus die Individualität ihres Autors eher zur Schau, als sie zu verbergen. Gleichwohl ist ein „Companion“ kein Buch, das sich primär an Mitforschende wendet: Die Beiträge treten in der Regel nicht in die Auseinandersetzung mit konkret benannten Forschungspositionen ein, und sie beanspruchen auch nicht, die einschlägigen Quellen auch nur annähernd vollständig anzuführen; darum enthalten sie zwar Lektüreempfehlungen, die sich häufig auf wenige englischsprachige Titel beschränken, aber keine Fußnoten, und zitieren zwar häufig Quellen, aber eher zur Illustration als zur Dokumentation. Über abweichende Meinungen zu berichten gilt als (manchmal unvermeidliches) Übel. Für welche Leser ist ein „Companion“ dann also gedacht? Welchem Zweck soll er dienen? Die Absicht ist offenbar, den Studierenden ein Buch in die Hand zu geben, welches das gesamte Spektrum an Themen abdeckt, die im Rahmen einer dem Oberthema gewidmeten Lehrveranstaltung zur Sprache gebracht werden könnten; ein „Companion“ soll dazu grundlegende Informationen vermitteln, zugleich aber auch den Zugang zu Forschungsproblemen eröffnen. Die Beurteilung eines „Companion“

hat sich folglich primär danach zu richten, inwieweit er diesem Ziel zu dienen vermag.

Der „Companion to the Hellenistic World“ ist einem Hellenismuskonzept verpflichtet, das in der Ausbreitung griechischer Lebens- und Denkformen das einheitsstiftende Moment erblickt. In dem einleitenden Beitrag „Approaching the Hellenistic World“ (1-15) erklärt der Herausgeber Andrew Erskine: „It is the legacy of Alexander, both political and cultural that gives the Hellenistic period its sense of unity and coherence“ (3). Länder und Völker, die von diesem Prozeß nur am Rande erfaßt wurden – Babylonien, Iran, Baktrien und Indien, aber auch Nubien und Karthago – werden daher nicht berücksichtigt. Die zeitlichen Grenzen sind durch den Tod Alexanders und die Herrschaft des Augustus bestimmt, werden freilich ebenso wie das Hellenismuskonzept selbst kaum problematisiert. Der größte Teil der Einleitung ist vielmehr einer rudimentären Quellenkunde gewidmet, die das gerade für dieses Thema außerordentlich vielfältige und in der Interpretation häufig umstrittene Quellenmaterial nur ganz cursorisch vorstellt. Was hier zu Überlieferung und Bestand, Diplomatie und Hermeneutik griechischer Inschriften, griechischer Papyri oder babylonischer Texte gesagt wird, dürfte kaum ausreichen, um Studierende mit diesen Quellengattungen vertraut zu machen.

Die folgenden 28 Beiträge sind zu sechs thematischen Blöcken gruppiert. Der erste Block ist mit „Narratives“ überschrieben und enthält fünf Beiträge, die der politischen Ereignisgeschichte gewidmet sind (19-102): David Braund (19-34) behandelt die Jahre zwischen dem Tode Alexanders und der Schlacht von Ipsos (323-281 v. Chr.), Sheila L. Ager (35-50) die Zeit vom Tode Seleukos' I. bis zur Schlacht von Raphia (279-217 v. Chr.), freilich unter weitgehender Ausblendung Makedoniens und des griechischen Mutterlandes, Peter Derow (51-70) die Geschichte des römischen Ausgreifens in die griechische Welt bis zur Zerschlagung des makedonischen Königreiches (229-168 v. Chr.), Brian McGing (71-89) die beginnende Eingliederung des griechischen Ostens in den römischen Herrschaftsraum bis zum Tode Mithridates' VI. (168-63 v. Chr.) und schließlich Claude Eilers (90-102) die pompejanische Neuordnung und die folgenden Ereignisse bis zum Tode des Augustus (63 v. Chr. - 14 n. Chr.). Zusammengenommen bieten diese fünf Kapitel eine Kurzdarstellung der politischen Geschichte des Hellenismus, die ohne Zweifel geeignet ist, dem Anfänger eine rasche Orientierung zu vermitteln. Indessen ist nicht zu verkennen, daß die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes die Autoren zu mancherlei Vereinfachungen gezwungen hat, die trügerische Gewißheit suggerieren und einem tieferen Verständnis abträglich sind. Gerade die politische Geschichte des Hellenismus läßt sich nun einmal nicht beliebig ver-

kürzen, wenn die äußerst komplexen und zudem häufig nur ganz unzureichend bekannten Vorgänge angemessen zur Darstellung gebracht werden sollen. Nur so kann es gelingen, die Perspektiven einer Vielzahl handelnder Akteure zu einer Darstellung zu integrieren und zugleich wenigstens anzudeuten, wieviel beim heutigen Kenntnisstand hypothetisch und umstritten bleiben muß. Im „Companion“ liest sich die politische Geschichte des Hellenismus über weite Strecken – eine löbliche Ausnahme, die hier ausdrücklich hervorgehoben sein soll, bildet der Beitrag von Ager – wie eine Meistererzählung ohne Alternativen. Woher aber soll ein Anfänger wissen, daß – um nur ein Beispiel zu bringen – die Feststellung, der Antiochos-Krieg sei „a war for conquest outright, perhaps the only one of its kind during this period“ gewesen (64), im besten Fall ein Minderheitenvotum darstellt?

Der zweite thematische Block faßt unter der Überschrift „Protagonists“ vier Beiträge zusammen, die sich mit vier hellenistischen Monarchien befassen (105-174). Zunächst liefert Dorothy J. Thompson eine konzentrierte und gehaltvolle Skizze des ptolemäischen Herrschaftssystems in Ägypten (105-120), seiner Entstehung, seiner Struktur und seiner Desintegration. Anschließend erfährt das Seleukidenreich durch Michel Austin (121-133) eine wohlabgewogene und durchdachte, gegenüber modischen Forschungstrends wohltuend resistente Behandlung, in deren Mittelpunkt das Königtum und seine Herrschaftsmittel stehen. Joseph B. Scholten (134-158) gelingt das Kunststück, die politische Geschichte Makedoniens und des griechischen Mutterlandes zwischen dem Galliereinfall und dem Regierungsantritt Philipps V. auf nur fünf- undzwanzig Seiten auf fesselnde Art und Weise als (unvollendetes) Kapitel der Geschichte griechischer Staatlichkeit insgesamt darzustellen; sein Beitrag ist leider auch der einzige, in welchem die Bundesstaaten als charakteristisches Phänomen der hellenistischen Geschichte Griechenlands Aufmerksamkeit finden. Während Thompson und Austin die Reiche der Ptolemäer und Seleukiden als Herrschaftssysteme thematisieren, betrachtet Elizabeth Kosmetatou (159-174) das Reich der Attaliden vor allem als eine Art Propagandaunternehmen, dem es gelungen sei, bei Zeitgenossen und Nachwelt ein vorteilhaftes Bild von sich selbst durchzusetzen. Darum werden die Formen mythischer Herrschaftslegitimation und familiärer Selbstinszenierung der Attaliden ausführlich behandelt, wohingegen die Frage nach der Struktur ihres Reiches, nach Herrschaft und Verwaltung, kaum gestreift wird.

Der dritte thematische Block vereinigt vier Beiträge, die durch die Überschrift „Change and Continuity“ eher äußerlich verklammert sind. John Ma (177-195) fragt unter der lapidaren Überschrift „Kings“ nach Einheit und Vielfalt im Erscheinungsbild der hellenistischen Monarchien, indem er die Formen der In-

teraktion zwischen Königen und Poleis, aber auch zwischen Königen und indigenen Bevölkerungsgruppen analysiert. Insofern das Problem der „dominant ethno-class“ aufgeworfen wird, stellt dieser Beitrag eine Erweiterung der Perspektive dar, aus der das Phänomen in Mas Buch „Antiochos III and the Cities of Asia Minor“ (1999) betrachtet wird, zumal seine Darlegungen viel differenzierter sind, als der verbale Kotau vor der „New Achaemenid History“ erwarten läßt. Wer nach einer dem gegenwärtigen Forschungsstand entsprechenden Darstellung der hellenistischen Stadt sucht, wird durch den Beitrag von Richard Billows (196-215) arg enttäuscht. Nicht nur läßt die Behandlung der urbanistischen Entwicklung von Priene und Ephesos hinreichende Vertrautheit mit der Spezialforschung vermissen (Hauptreferenz ist der Reiseführer von Akurgal!) – es fehlen auch analytische Perspektiven, die den Blick auf den Strukturwandel der Polis vom Bürgerstaat zur Provinzstadt oder die Interdependenz von Bürgerbild und Stadtbild freigeben. Auch sei zur Konzeption des „Companion“ insgesamt kritisch angemerkt, daß die mittlerweile geradezu obligate Beteuerung, die Geschichte der Polis habe mit der Schlacht von Chaironeia nicht geendet, so lange ein Lippenbekenntnis bleibt, als man nicht bereit ist, den Poleis mehr Raum einzuräumen, wie es auch in dieser Darstellung der hellenistischen Welt wieder einmal der Fall ist – selbst Athen, Sparta oder Rhodos werden nur beiläufig erwähnt. Tanja S. Scheer behandelt unter dem Titel „The Past in a Hellenistic Present“ (216-231) die Rolle, die mythische Vorväter und mit ihrer Hilfe konstruierte Verwandtschaftsverhältnisse für das Selbstverständnis griechischer Städte (zumal außerhalb des Mutterlands), aber auch für die Selbstdarstellung hellenistischer Herrscher spielten. Als Beispiel dienen einerseits die Attaliden (der Beitrag überschneidet sich hier mit dem von Kosmetatou) und andererseits diejenigen Städte Pamphylens und Kilikiens, die sich als Gründungen argivischer Heroen verstanden. Die durch den Alexanderzug bewirkte Erweiterung des geographischen Weltbildes und die damit verbundene Emanzipation der Geographie als wissenschaftlicher Disziplin ist Gegenstand des Beitrages von Klaus Geus (232-245), der sich nicht bloß durch hervorragende Sachkenntnis, sondern auch durch bestechende Klarheit auszeichnet und darum als derzeit wohl beste Einführung in die komplizierte Materie gelten kann.

„Greeks and Others“ lautet die Überschrift des vierten thematischen Blocks (249-310), der wiederum vier Beiträge umfaßt: Der erste stammt von Jane Rowlandson (249-263), die unter der Überschrift „Town and Country in Ptolemaic Egypt“ zunächst die drei griechischen Poleis Ägyptens – Alexandria, Naukratis und Ptolemais –, dann die Auswirkungen griechischer Siedlung in der ägyptischen Chora und schließlich das komplizierte Verhältnis von Ethnizität und Gesellschaft in spätptolemäischer Zeit behandelt. Anschließend gibt

Erich Gruen (264-279) eine stilistisch ausgefeilte Zusammenfassung seiner Forschungen zum hellenistischen Judentum; seiner Auffassung nach war das Judentum stets offen für hellenistische Einflüsse, und Jerusalem sollte niemals eine griechische Polis werden. Das Religionsverbot unter Antiochos IV. und der dagegen gerichtete Widerstand seien lediglich die Folge interner Machtkämpfe auf jüdischer und situativ motivierter Strafaktionen auf seleukidischer Seite gewesen. Auch in der Diaspora habe es keinen Gegensatz zwischen vorsichtiger Anpassung an die jeweilige Umwelt bis hin zur Teilnahme am Gymnasion und zur Bekleidung städtischer Ämter einerseits und dem Festhalten an einer jüdischen Identität andererseits gegeben. So dankbar man dafür sein muß, daß ein hervorragender Gelehrter seine ebenso originelle wie provozierende Position in einer so wichtigen Frage in konzentrierter Form darlegt, so sehr läßt doch gerade sein Beitrag den Wunsch aufkommen, andere Deutungen möchten wenigstens ansatzweise zu ihrem Recht kommen, zumal wenn man an die intendierten Leser denkt. Stephen Mitchell kontrastiert in seinem Beitrag (280-293) die ideologische Bedeutung, die die Galater für das Selbstverständnis griechischer Poleis und die Selbstdarstellung hellenistischer Herrscher hatten, mit der tatsächlichen Rolle, die keltische Stämme als Bündnispartner und Söldnerreservoir für alle in Westkleinasien aktiven Monarchien, aber auch für eine Polis wie Herakleia am Pontos spielten, und schließt mit einer knappen Skizze von Siedlung und Gesellschaft der keltischen Einwanderer in Anatolien. Da die Welt der Westgriechen im „Companion“ sonst so gut wie gar nicht vorkommt, erwartet man von einem Beitrag mit dem Titel „Beyond Greeks and Barbarians: Italy and Sicily in the Hellenistic Age“ (294-310) wohl nicht zu Unrecht, daß er diese Lücke schließt. Tatsächlich beschäftigt sich die Verfasserin, Emma Dench, jedoch so gut wie ausschließlich mit der Frage, ob die Begriffe „Hellenisierung“ und „Romanisierung“ geeignet sind, um kulturelle Transferleistungen und Identitätskonstruktionen in diesem Raum zu beschreiben. Wer sich etwa für Agathokles oder Hieron von Syrakus interessiert oder meint, der Krieg zwischen Pyrrhos und der römischen Republik sei auch für die hellenistische Welt von Bedeutung gewesen, wird im „Companion“ nicht fündig.

Nicht weniger als fünf Beiträge sind dem Oberthema „Society and Economy“ zugeordnet (311-404). Riet van Bremen geht in ihrem Beitrag (313-330) der Frage nach, ob sich im Hellenismus tatsächlich tiefgreifende Veränderungen im Verhältnis zwischen Polis und Oikos beobachten ließen, wie die Forschung oftmals angenommen hat. Sie stellt nicht in Abrede, daß sich ein solcher Wandel im ptolemäischen Ägypten beobachten lasse, bestreitet jedoch, daß sich das ägyptische Material verallgemeinern lasse, weil es aus einem Kontext stammt, in welchem die Polis gar nicht existierte, und meint, daß die Verhält-

nisse im griechischen Mutterland und im westlichen Kleinasien im wesentlichen konstant geblieben seien. Insbesondere sei es irreführend, die zunehmende öffentliche Prominenz einzelner Frauen aus aristokratischen Familien als Ausdruck weiblicher „Emanzipation“ zu deuten; vielmehr sei diese Entwicklung ein Aspekt der Beherrschung städtischer Politik durch einzelne Familien. Gary Reger (331-353) gibt einen systematisch aufgebauten, problemorientierten Überblick über „die“ hellenistische Wirtschaft, in welchem alle wesentlichen Aspekte kurz, aber prägnant abgehandelt werden: die naturgeographischen und demographischen Grundlagen, die Formen des Gütertransports, Preisbildung, Banken und Kreditschöpfung, Polis und Monarchie als Wirtschaftsfaktoren, Münzprägung und Monetarisierung. Schließlich diskutiert er auch die in letzter Zeit wieder akut gewordene Frage, ob es so etwas wie eine staatliche Wirtschaftspolitik gab, und versucht, die ökonomischen Auswirkungen der römischen Expansion abzuschätzen. Während Reger sich um eine umfassende Darstellung seines Gegenstandes bemüht, präsentieren Susan E. Alcock, Jennifer E. Gates und Jane E. Rempel (354-372) Beispiele aktueller Survey-Forschungen an der Straße von Kertsch, in der ägyptischen Wüste (zwischen dem Nil und der Küste des Roten Meeres) und auf Kreta, um die regionale Vielfalt der hellenistischen Welt, vor allem aber das interpretative Potential der Survey-Archäologie zu demonstrieren: „our understanding of the Hellenistic *oikumene* is very much the product of the sources we employ. The infusion of evidence from innumerable regional landscapes – which is only now beginning to be assimilated – will leave that understanding both radically altered, and much improved“ (371). Die vorgestellten Beispiele zeigen freilich eher, wie weit wir noch davon entfernt sind, aufgrund solcher Befunde methodisch abgesicherte und historisch belangvolle Aussagen über Siedlung und Bevölkerung treffen zu können. Patrick Baker konzentriert sich in seinem gediegenen Beitrag über „Warfare“ (373-388) auf das oftmals vernachlässigte und unzureichend erforschte Feld der städtischen Milizen. Das ist gewiß verdienstvoll, auch wenn eine Synthese auf diesem Gebiet verfrüht erscheint. Man vermißt im „Companion“ aber eine angemessene Darstellung der Heere und Flotten, die die großen Schlachten der Epoche schlugen. Am Ende dieses Abschnittes steht ein Beitrag von Vincent Gabrielsen zum Thema Piraterie (389-404). Gabrielsen spricht der Piraterie große Bedeutung für den Handel mit Sklaven zu und meint, es habe in der hellenistischen Welt so etwas wie einen „protection market“ gegeben; Seemächte wie Athen im vierten und Rhodos im dritten Jahrhundert hätten Schutz gegen Überfälle zur See regelrecht verkauft. Diese überraschende Behauptung steht freilich in einem seltsamen Mißverhältnis zu den zitierten Quellen, die diese Interpretation keineswegs stützen.

Der sechste Teil („Gods and Men“) ist dem Thema Religion gewidmet (407-445). David Potter, der bislang durch Arbeiten zur römischen Geschichte hervorgetreten ist, verfolgt in seinem systematisch aufgebauten Beitrag zum Thema „Hellenistic Religion“ (407-430) die Frage, wie stark die Kontinuität zur Klassischen Zeit auf diesem Gebiet war. Potter sieht im Bereich der öffentlichen, von den Poleis gepflegten Kulte ein hohes Maß an Kontinuität gegeben, was heute fast als *communis opinio* gelten kann (immerhin sei angemerkt, daß der Verkauf von Priestertümern erstens im Hellenismus seinen Höhepunkt erreichte und zweitens auf Kleinasien beschränkt blieb, also keineswegs typisch für „die“ griechische Polis schlechthin war oder wurde). Auch der Kult für lebende Menschen habe tiefe Wurzeln in der traditionellen Polis-Religion gehabt. Anatolische, syrische und ägyptische Kulte hätten problemlos in das vorhandene Pantheon einer griechischen Polis integriert werden können, ohne darum ihr unverwechselbares Profil einzubüßen. Jedoch habe sich der interkulturelle Austausch in hellenistischer Zeit insgesamt beträchtlich intensiviert, am stärksten im Bereich der aktiven Erforschung und Beeinflussung des göttlichen Willens, auf Feldern also, die traditionell mit Begriffen wie Prophetie, Magie, Astrologie umschrieben werden. Der profunde Beitrag von Angelos Chaniotis über die kultische Verehrung hellenistischer Herrscher (431-445) ergänzt denjenigen von Potter in glücklicher Weise. Auf der Grundlage der einst von Elias Bickerman (*Institutions des Séleucides*, 1938) eingeführten Unterscheidung zwischen städtischen und monarchischen Herrscherkulten stellt er das Phänomen knapp und doch umfassend dar und betont zu Recht dessen Doppelfunktion einerseits als Medium der Kommunikation zwischen Herrschern und Untergebenen und andererseits als Mittel der Herrschaftslegitimation.

Beim siebten, „Arts and Sciences“ überschriebenen Teil des „Companion“ (449-514) wird die Frage nach dem intendierten Leserkreis besonders kritisch. Zunächst findet der Leser einen Beitrag von Rebecca Flemming mit dem Titel „Empires of Knowledge: Medicine and Health in the Hellenistic World“ (449-463). Flemming möchte zeigen, daß die Entwicklung der hellenistischen Medizin als Ausdruck eines „kolonialistischen“ oder „imperialistischen“ Willens zur Eroberung neuer Räume gedeutet werden könne: „The somatic interior invited capture: to be able to claim mastery over it was a goal in itself“ (453). Der Rezensent muß gestehen, daß er diesen Ansatz für ein bloßes Spiel mit Metaphern und Analogien hält, doch mögen andere anderer Meinung sein. In jedem Fall aber dürften Studierende (und Dozenten), die zu diesem „Companion“ greifen, weil sie eine Einführung in das nun wahrlich arkane Feld der hellenistischen Medizin suchen, hier keine Hilfestellung erhalten. Wer etwa Herophilos oder Erasistratos waren (von deren Schülern ganz zu

schweigen), wird von Flemming ohne weiteres vorausgesetzt, und die Frage, was wir aus den Inschriften über die soziale Stellung praktizierender Ärzte wissen, gar nicht erst gestellt. Ähnliche Bedenken weckt der folgende Beitrag über „The Institutions of Hellenistic Philosophy“ (454-466). Hier ist Phillip Mitsis so gut wie ausschließlich damit beschäftigt, die These zurückzuweisen, die hellenistischen Philosophenschulen seien ähnlich wie Universitäten verfaßt gewesen. Der Rezensent vermag nicht recht zu glauben, daß diese These heutzutage viele Anhänger hat; aber auch wenn dies der Fall wäre, bliebe zu fragen, ob diese Auseinandersetzung in einem Tagungsband oder einer Zeitschrift nicht besser aufgehoben gewesen wäre. In einem „Companion“ erwartet man zunächst einmal Informationen über die wichtigsten Vertreter der hellenistischen „Philosophenschulen“, über ihre Lehren, ihre Herkunft, ihr Auftreten und ihre Wirkung, auch über die Anerkennung, die sie in der Öffentlichkeit fanden. Bei Mitsis erfährt man es nicht. Richard Hunter bietet anschließend (477-493) eine souveräne Skizze der „schönen Literatur“ des Hellenismus, vor allem Menander, Theokrit, Kallimachos und Herondas, wobei ihm viele treffende Beobachtungen und einprägsame Formulierungen gelingen. Daß etwa die Geschichtsschreibung, die in hellenistischer Zeit bekanntlich blühte, völlig fehlt, geht nicht zu seinen Lasten, ist aber dennoch zu bedauern. Am Ende des Bandes steht ein brillanter Essay von Andrew Stewart über „Hellenistic Art, AD 1500-2000“ (494-514). In für ihn typischer Art und Weise verklammert er die Interpretation ausgewählter Meisterwerke der hellenistischen Kunst – hier sind es der Laokoon und der Toro Farnese – mit der Geschichte ihrer Erforschung. Dabei trägt er neue Datierungen und Deutungen dieser immer wieder traktierten Kunstwerke vor – der Laokoon sei ein römisches Original und vor-vergilisch, der Toro Farnese feiere in rhodischem Auftrag die Befreiung der Insel von den Caesarmördern durch Marcus Antonius – und skizziert so ganz nebenbei mit wenigen Strichen die Geschichte der Erforschung der hellenistischen Kunst. Schließlich werden auch noch die neuesten Ergebnisse der amerikanischen Ausgrabungen in Dor (Israel) mitgeteilt. Man liest diesen Beitrag mit Gewinn und Genuß, aber eine für Studierende brauchbare Einführung in die Kunst des Hellenismus ist er natürlich nicht (im übrigen lassen die Abbildungen hier wie auch sonst viele Wünsche offen). Weshalb also steht er im „Companion“?

Das voranstehende Referat dürfte außer Zweifel gestellt haben, daß der „Companion to the Hellenistic World“ eine große Anzahl zuverlässig informierender und zum Weiterdenken anregender Beiträge zu sehr vielen verschiedenen Aspekten der hellenistischen Welt enthält, gerade auch zu solchen, die bislang in Gesamtdarstellungen eher zu kurz gekommen sind. Auch wer die hellenistische Welt bereits gut kennt, wird ihn darum mit Gewinn als eine

Art Lesebuch benutzen können. Daß der „Companion“ gleichwohl kein Arbeitsinstrument für Mitforschende ist und sein will, braucht nicht noch einmal betont zu werden. Welchen Nutzen er in der Lehre zu stiften vermag, dürfte davon abhängen, wo und wie er eingesetzt wird. Als einführende Überblicksdarstellung ist er nach Meinung des Rezensenten schon deswegen wenig geeignet, weil er für eine Ganzschriftelektüre viel zu ausführlich ist. Für diesen Zweck stehen zudem ausgezeichnete Bücher in deutscher Sprache zur Verfügung: Frank Walbanks Klassiker „Die hellenistische Welt“ (1981) ist als gut lesbare, einführende Gesamtdarstellung nach wie vor unübertroffen, Hans-Joachim Gehrkes „Geschichte des Hellenismus“ (2003³) in der Verbindung von systematischer Darstellung mit kritischem Forschungsbericht (der neben der englischsprachigen auch die deutsch-, französisch- und italienischsprachige Forschung angemessen berücksichtigt) weltweit konkurrenzlos. Konzentrierte Informationen über die politische und kulturelle Geschichte der hellenistischen Welt finden Studierende (und Dozenten) in dem von Hatto Schmitt herausgegebenen, gar nicht genug zu lobenden „Lexikon des Hellenismus“ (2005³), das vieles abdeckt, was im „Companion“ sehr knapp oder gar nicht behandelt wird. Wenn sich Studierende erst einmal ein solides Basiswissen angeeignet haben, kann der „Companion“ auch im deutschsprachigen Raum eines von mehreren Büchern sein, das ihnen zu einem vertieften Verständnis einzelner Aspekte verhilft. Daß es das einzige ist und bleibt, wird keiner wünschen, der noch am Ideal wissenschaftsorientierter Lehre festhält.

PD Dr. Hans-Ulrich Wiemer
Historisches Institut der Universität Zürich
Karl-Schmid-Str. 4
CH-8006 Zürich
E-Mail: hans-ulrichwiemer@access.unizh.ch